

TENA ŠTIVIČIĆ

Erste Person, die Andere

Rede vom 23. Februar 2011 im Kasino am Schwarzenbergplatz

Vor einigen Monaten zitierten sämtliche kroatischen Zeitungen einen Artikel des britischen Daily Telegraph, in dem Zagreb als „Wien im Taschenbuchformat“ auf die Liste der 20 Top-Ziele in Europa gesetzt war. Das kleine Volk an der Peripherie Europas fand sich damit prompt in seiner gewohnten paradoxen Situation. Einerseits kommt es nicht oft vor, dass Kroatien bei irgend etwas in der Welt unter die ersten zwanzig gerät, also war die Topliste ein Grund zur Freude (umso mehr, als Zagreb laut einer anderen Liste nach Brüssel die zweitlangweiligste Stadt Europas sein soll). Auf der anderen Seite jedoch sieht man es in Zagreb nicht gern, als etwas im Taschenbuchformat bezeichnet zu werden. Denn Zagreb ist in den Augen seiner Einwohner die Hauptstadt eines mitteleuropäischen Landes, eben eine Metropole. Dass die anderen das Potential dieser Stadt noch nicht erkannt haben, ist vorerst ein Minus für uns, wird sich aber bald als ein Minus für die anderen herausstellen.

Aber gut, wenn es schon sein muss, so ist Zagreb doch damit einverstanden, wegen seiner nicht zu leugnenden Zugehörigkeit zu Mitteleuropa mit Wien verglichen zu werden. Zagreb und Kroatien durchleben seit Jahren eine turbulente Phase der Neudefinierung ihrer Identität, man möchte einen Schlussstrich unter die Vergangenheit setzen und näher an Europa rücken, zu dem man naturgemäß gehört. (Die Zugehörigkeit Jugoslawiens zu Europa wurde nie infrage gestellt, deshalb befinden sich die Völker der neu entstandenen Staaten jetzt in der Situation, sich entblößen und ständig in Badeanzügen vor Europa paradieren zu müssen, wobei sie immer wieder unvorbereitet auf die „personality“ genannte Runde stoßen.)

Wir sind also lieber ein Österreich im Taschenbuchformat als irgendetwas anderes, was mit dem Balkan zu tun hat. Der Balkan, dieses „Blut und Honig“, ist für Europa weitaus interessanter als ein Österreich im Taschenbuchformat. In dem Falle wollen wir aber keine Opportunisten sein, denn der Balkan ist jene Gegend, wo Roma über dem Wasser schweben, wo Menschen mit einer Ente auf der Schulter spazieren gehen, wo gegessen und getrunken wird, als gäbe es kein Morgen, wo man ausschweifend feiert und der Leidenschaft freien Lauf lässt. Und

Österreich hat heute schließlich, da es nicht mehr Kakanien ist, auch selbst nur das Format eines Taschenbuchs. Auch das stört uns ein bisschen. Wägt man aber alles strategisch ab, ist uns das letztendlich recht, wir wollen nicht kleinlich sein, soll man uns doch Wien im Taschenbuchformat nennen. Die feinen Zagreber Familien waren ja schon immer nach Wien ausgerichtet. Nicht immer, aber früher, vor dem unglückseligen panslawistischen Irrtum.

Unser k. u. k. Erbe ist ein in unverbindlichen Gesprächen allgemein anerkannter Begriff. Allerdings wird er selten lobend gebraucht.

Jenes Etwas in der kroatischen Mentalität, falls man überhaupt von der Mentalität einer ganzen Nation sprechen kann, jener typisch Zagreber Zug, auf den die Zagreber nicht stolz sind – ungerne auf die Straße zu gehen, den Kopf einzuziehen, sich den Gesetzen, den Vorschriften und der Bürokratie zu fügen, jene Neigung zum Konformismus und der Mangel an balkanischer Leidenschaft – das alles schreiben wir dem österreichisch-ungarischen Einfluss zu. So waren wir nämlich nicht, ehe Österreich uns gebrochen hat.

Denn in der balkanischen Identität gibt es etwas romantisch Heldenhaftes. Die Haltung zu kriegerischem Gehabe ändert sich im Laufe der Geschichte, und dass sie heute kompromittiert und relativiert wurde, kann die in früheren Jahrhunderten herrschenden Vorzeichen nicht einfach wegwischen.

So leben wir im Schnittpunkt verschiedener Kulturen und Einflüsse und im ständigen Konflikt mit uns selbst.

Können wir alle, die wir aus dem ehemaligen k. u. k. Gebiet kommen, wirklich von einem gemeinsamen Nenner sprechen? So wie der Balkan das kann? Von einem gemeinsamen geistigen Raum? Wobei gemeinsam bedeutet, beide Seiten betreffend, in beide Richtungen laufend. Sehen Sie denn in Österreich Spuren kroatischen Einflusses? Gibt es bei Ihnen etwas, was Sie als spezifisch aus Kroatien stammend ausmachen können? Abgesehen von den Flüchtlingen?

Umberto Eco meint, die Verwirrung der kleinen Völker, die Verwirrung der Peripherie sei so groß, dass sie bei permanent unsicherer Identität zu einem dominanten Verhaltensmuster wird.

Mein Land durchlebt heute, genauer seit einiger Zeit eine Phase intensiver Verwirrung. Obwohl dies nicht leicht ist, bemüht es sich nach Kräften, sich von der gemeinsamen Identität

mit den Völkern zu lösen, mit denen es die gleiche Sprache teilt (was allerdings Gegenstand großer Auseinandersetzungen ist). Der liberale Kapitalismus und sein vulgärster Aspekt, der Konsum, haben es verwirrt. Es wurde zum Opfer einer großen kapitalistischen Verheißung, für die es in unseren Sprachen kein Wort gibt, weil uns dieses Phänomen nicht immanent ist, während es im angelsächsischen Vokabular dafür einen Terminus gibt, der täglich gebraucht wird – reinvent yourself. Man müsse nicht sein ganzes Leben das gleiche, unsichtbare Schicksal ertragen, wenn es einen nicht glücklich macht. Nichts sei unmöglich; trotz der Mächte, die gegen einen sind, habe man doch die Chance, sich alle Träume zu erfüllen, wenn man nur den berühmten x-Faktor besitze.

Und Kroatien besitzt ihn.

Wie nur wenige Länder der Region. Wie nur wenige Länder der ehemaligen Doppelmonarchie, wie nur wenige Länder der ehemaligen föderativen Republik. Kroatien hat das Meer. Das Meer ist sein Trumpf im Ärmel. Das Meer ist die Chance zu einem neuen Image.

Der durchschnittliche Ausländer war nie an Nuancen und Schattierungen im Ostblock interessiert, er war nicht einmal imstande, in die Landkarte den Eisernen Vorhang einzuzeichnen. Und Kroatien ist so klein, dass es schwer gewesen wäre, den Vorhang zu zeichnen, ohne dabei zumindest Slawonien einzukassieren. Kroatien war immer ein Opfer der Verallgemeinerung. Was weiß ein Fremder schon davon, dass wir Pässe hatten, viel herumreisten, dass sich an unserer Grenze zwei große Shoppingcenter- Italien und Österreich - befanden, dass Zagreb in den 1980er Jahren eine Metropole war und nicht etwas im Taschenbuchformat. Dass wir außerhalb des Vorhangs lebten, dass wir vielmehr Jahrhunderte lang vor den Türken standen, dass unser ewiger Freund, der Papst, Kroatien im 16. Jahrhundert als Antemurale Christianitatis, Bollwerk der Christenheit, bezeichnet hat, dass Kroatien faktisch ein Tor zur europäischen Kultur war und dass Sie, wenn es uns nicht gegeben hätte, sich heute fünf Mal am Tag in Richtung Osten verneigen würden. So denken die Menschen bei uns und hoffen, eine neue glänzende Rolle auf der Bühne des neuen Europas zugeteilt zu bekommen, eine Rolle, die endlich unser Anderssein, unsere Einmaligkeit zum Ausdruck bringt.

„So schön und so nah“, lautet ein touristischer Werbeslogan. Und für den heimischen Markt, damit es niemand vergisst, heißt es: „So schön und so unser“.

Ein solches Kroatien bietet eine spezifische Mischung aus Mitteleuropa und dem Mittelmeer, den besten Käse der Welt, eine reiche Geschichte voller Kuriositäten wie die, dass

die Kroaten die Krawatte und den Füllfederhalter und den Wechselstrom erfunden haben. Den letzteren hat zwar ein Serbe erfunden, aber er wurde auf kroatischem Boden geboren, und wenn auch die Serben ihn vereinnahmen wollen, wissen wir doch, dass dabei die Umgebung ausschlaggebend war. Da ist außerdem die schönste Küste, der erstklassige Fisch und der autochthone Gruppengesang hauptsächlich zum Thema, welches ein Glück es ist, als Dalmatiner geboren zu sein.

Es nervt uns ein bisschen, dass wir es trotz solcher offensichtlichen Vorzüge noch nicht geschafft haben, weder die Malediven noch die Kanaren zu überrunden.

Auch erscheint es uns als unnötiger Zeitverlust, hundert Jahre mit Übungen in Demokratie und bürgerlichen Prozessen zu verbringen. Wozu, wenn auf unsere halbchaotische Weise doch alles klappt.

Kleine Völker begreifen nämlich, dass sie zum Kleinsein verurteilt sind. Sie wissen, dass sie nie wachsen werden, dass sie für immer gefangen, fremdbestimmt, verstümmelt, vernachlässigt bleiben, weil sie klein sind. Das einzige, was ihnen widerfahren kann, ist, dass sie aussterben. Deshalb – und das kann man ihnen nicht verübeln – sind sie bemüht zu zeigen, wie phantastisch sie sind. Auf die eigenen Schwächen hinzuweisen, ist schließlich ein Privileg der Großen, die können sich das leisten. Die Kleinen müssen immer „auf dem Quivive“ sein. Daher haben wir so vieles im kleinen Finger. Uns versteht niemand, aber wir kennen das Wesen der anderen Völker wie das kleine Einmaleins.

Als ich zum Beispiel ein sechsmonatiges Stipendium in der Schweiz bekam, rieten mir viele Landsleute, vor allem solche, die nie einen Fuß dorthin gesetzt hatten, nicht hinzugehen, wenn ich nicht vor Langeweile sterben wolle. Wir Zagreber sind nämlich an ein Leben im fünften Gang gewöhnt. Bei uns ist selbst ein Besuch des Wochenmarkts spannend wie ein Thriller. Werden die Sahne und der Käse von der Europäischen Union zugelassen oder werden sie zu Unrecht abgewiesen, nur um unsere Identität zu ruinieren und aus uns einen großen Starbucks am Meer zu machen?

Dabei sind wir etwas viel Komplexeres: eine Kirche mit einem Fußballplatz und einem Shoppingcenter. Am Meer.

Übrigens, unser Unglück kommt immer von außen. Da wir in unserer Geschichte immer bestrebt waren, fremdes Joch abzuwerfen oder uns den anderen beweisen zu müssen, sehen wir die Schuld für unsere Nöte immer bei anderen. Wir werden verfolgt vom Gefühl des

Bedrohtseins und von der Überzeugung, dass das Pech unser Schicksal ist. Ständig müssen wir irgendwelche Tests bestehen, ständig wegen unserer Fehlritte vor Scham erröten.

So wie neulich, als es sich herausstellte, dass unser frei gewählter Regierungschef mehr Reichtum zusammengeklaut als Venedig seinerzeit in unseren Wäldern abgeholzt hat.

Vielleicht ist auch das eine Folge unserer Vergangenheit. Ein Experiment im großen Labor der Geschichte. Man fragt sich: Wie sollen die sich denn regieren können, wenn sie es bisher nie getan haben? Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass sie es nicht schaffen werden.

In dieser traurigen Chronik ist es interessant und auf gewisse Weise tröstlich, dass dieses kleine Land offenbar unerschöpfliche Ressourcen hat. Es wird geplündert und geplündert, aber seine Vorräte gehen nicht zu Ende.

Dann kommt der Augenblick, in dem man es leid wird, Versuchskaninchen zu spielen. Hundert Jahre sind ein Klacks in der Geschichte eines Landes. Die Traumata eines Krieges sind noch nicht verheilt, schon beginnt der neue Krieg. Wenn man sich vom Zusammenbruch einer ganzen Weltanschauung erholen will, sind zwanzig Jahre nicht mehr als ein Wimpernschlag. Aber so viel Zeit habe ich meinem Land nicht zu schenken. Das tue ich nicht. Obwohl ich wider jedes Erwarten loyal bin, obwohl ich manchmal bereit bin, mich in der Fremde für seine Ehre zu prügeln, lasse ich nicht zu, dass es mein Leben als Übungsobjekt benutzt.

Und deshalb lebe ich jetzt in London.

Nach meiner Kindheit, als in meinem Umfeld Unterschiede nie ein Thema waren - und vom Umfeld hängt es ab, wie wir die Geschichte erleben - nach meiner Jugend im Schock und dem unerwarteten Ausbruch heftiger Auseinandersetzungen wegen der fast unsichtbaren Unterschiede, verschlug es mich in ein ganz anderes Land, wo man leiser spricht, geduldig Schlange steht und wo der Rassismus und der Chauvinismus sehr viel besser erzogen sind als im Osten.

Dorthin brachten mich ein vager Wunsch, eine unbezwingbare Unruhe, ein unfassbares Bedürfnis nach einem weiteren Horizont. Ich wollte im Zentrum der Welt leben, in einer jener, wie Paul Virilio sie nennt, virtuellen Metastädte. Und wie so viele vor und nach mir glaubte ich, der schwierigste Schritt sei der des Weggehens. Der Entschluss, den Anker zu lichten, ihn zu schultern und ins Unbekannte aufzubrechen. Alles, was danach kommt, würde leichter sein, weil man auf der Suche nach etwas Besserem ist.

Ich ging von allein, aus eigenem Entschluss, aus eigenen unartikulierten, ganz individuellen Gründen. Nicht mit einer Welle, einer Strömung, oder einer Gruppe. Auch nicht mit der Flüchtlingswelle der 1990er Jahre. Auch nicht mit der Welle der Wirtschaftsnomaden.

Und doch schloss ich mich, ohne es zu wollen und völlig unvorbereitet, der großen demografischen Kraft in Europa an – den Emigranten.

So bin ich die Andere geworden.

Jemand, der in erster Linie anders ist.

Bis dahin wusste ich eigentlich nicht, was ich war. Das Forcieren von Unterschieden, dem „unsere Völker und Völkerschaften“, wie man sie in meinem ehemaligen Land nannte, ausgesetzt waren, war für mich nur ein soziales Konstrukt, etwas, was ich nie wirklich empfunden hatte. Denn die Unterschiede zwischen uns waren zu gering, als dass sich meine Identität, ohne systematisch forciert zu werden, als spezifisch kroatisch hätte ausbilden können. Die Unterschiede bezogen sich meist auf religiöse Bräuche. Daher glaubte ich mit der gleichen Naivität, mit der ich so bereitwillig und ohne einen Schimmer von Angst nach London aufbrach, die säkulare sei die einzig mögliche Gesellschaft der Zukunft.

Von diesem Irrtum habe ich mich bis heute noch nicht erholt, er macht mir täglich das Leben schwer in einer Welt, die zwar unbegreiflich, aber unbeirrbar in eine völlig andere Richtung strebt. Seit ich in London bin, ist die Identität zu meiner Obsession geworden. Ob ich sie freiwillig analysiere oder mit großen Schritten von ihr weglaufen will, sie ist immer da. Mein Anderssein, mein Ich.

In London eine Zagreberin, eine Ausländerin - zu Hause eine „im Ausland Lebende“. Dazu noch eine Schriftstellerin im Kapitalismus, eine Frau in einer Männerkultur, die Tochter, die Partnerin, die Freiberuflerin, die Balkanesin, ein Kind des Sozialismus, die Osteuropäerin.

Eigentlich in erster Linie die Osteuropäerin.

In erster Linie, und dabei unbegreiflich.

Geographisch fragwürdig, anthropologisch mannigfaltig, politisch uneinheitlich, menschlich reduktiv.

Immer wieder wundere ich mich über das permanent geringe Interesse der EU-Bürger an einem Begriff, der aufgrund der ständigen Umformung der Landkarte einen ziemlich wichtigen Faktor in ihrem Leben darstellt. Ihre kulturelle Nabelschau ist derart unerschütterlich, dass sie sich nie vorstellen, wie schockierend es wäre, wenn man von Engländern, Deutschen und

Franzosen einfach nur als von Westeuropäern spräche, weil es schwer ist, sich jeden Einzelnen zu merken.

Sei's drum.

London ist eine Weltstadt.

Und die Einsamkeit ist bei den Einwohnern einer Weltstadt immer präsent wie ein Schatten. In der Einsamkeit, an der die Weltstadt zumindest so viel schuld ist wie eine neue, in sich geschlossene Kultur, greift man oft zur Selbstdiskriminierung. Man akzeptiert das Etikett. Man ist einem Ort entkommen, weil die verordnete Zugehörigkeit einen erstickte, und meint nun, man würde, falls nirgendwohin gehörig, auseinander fallen. Auseinanderfallen und verschwinden. Ohne dass es jemand überhaupt merkt.

Ich habe übrigens ausgeprägte Backenknochen.

Nach den Worten einer Casting-Agentin habe ich eine osteuropäische Haarfarbe, dank der ich überzeugend ein Opfer des Frauenhandels darstellen könnte. Ich habe einigermaßen direkte Manieren und benütze den Imperativ in einem Land, in dem die gesellschaftlichen Regeln komplizierter sind als die Quantenphysik.

Die Stereotypen bei der ethnischen oder rassischen Zugehörigkeit - ein weiteres soziales Konstrukt - können einem manchmal als eine Schutzzone erscheinen. Die Osteuropäer sind vorerst zu meinem Volk geworden. Die Leute vom Balkan sind für mich in London „Wir“ und „die Unsrigen“.

Nachdem ich der Hysterie des Nachkriegsbalkans, dem ewigen Forcieren der nationalen Identität, dem ständigen Herumreiten auf der Schuld der anderen und dem dauernden Bemühen, mit der eigenen Identität nicht konfrontiert zu werden, entkommen bin, geriet ich in die so genannte multikulturelle Gesellschaft und wieder - nur jetzt auf breiterer Front - in die Situation von „wir“ und „die“, in der mein Anderssein noch komplizierter ist. Denn ich bin für die Einheimischen eine von denen, die „Wir“ sind, eine Ausländerin, eine Zugereiste, eine Osteuropäerin. Aber auch eine Weiße, eine Europäerin (nicht zu vergessen mein k. u. k. Stempel) und wohl oder übel eine Angehörige der christlichen Kultur im Unterschied zu den Zugereisten von anderen Kontinenten, den Verehrern anderer Gottheiten, den von anderen Nöten Getriebenen.

Bedenkt man noch, dass ich viele westliche Gewohnheiten übernommen habe, die einem rationalen Menschen fortschrittlich und zivilisiert dünken, aber gleichzeitig ein merkwürdiges

Verständnis für manche Aspekte des Chauvinismus in meinem Volk aufbringe, kommt man zum Schluss, dass auch meine Identität verwirrt sein muss.

Und so beobachte ich jetzt obsessiv die Einwanderungspolitik.

Obwohl ich das Gefühl habe, dass sie mich nicht betrifft. Denn ich bin eine von denen, die weggegangen sind, ohne es zu müssen, die es aber doch tun mussten, obwohl sie nicht dazu gezwungen waren. Etwas jedoch zwang sie dazu, und jetzt fühlen sie sich schuldig, als hätten sie unverdienterweise die Gefühle der Menschen, die keine Wahl hatten, zu ihren eigenen gemacht. Ich bin eine von denen, die nicht wissen, was sie wollen, die sich vor Einsamkeit, aber auch vor einer Menschenmenge fürchten, die nicht dorthin gehören, wohin sie gehören sollten, aber trotz allem Bemühen auch nicht dorthin, wohin sie gegangen sind, eine von denen, die spüren, dass sie, sobald sie sich irgendwo zugehörig fühlen, weiterziehen wollen.

Ich will in der Welt leben, aber die Welt geht mir auf die Nerven. Ich mag die Stille, der Klang der verfluchten Sirenen, der in einer Weltstadt ständig präsent ist, bringt mich zum Wahnsinn, gleichzeitig aber fürchte ich die Isolation des heutigen Menschen im Liberalismus und das Unwohlsein, das sich immer öfter bei der unmittelbaren menschlichen Kommunikation einstellt.

Und so schmeichle ich mir, wahrscheinlich wieder wegen der kroatischen Arroganz, indem ich mir einbilde, dass alles, was die Immigranten betrifft, mich nicht berührt. Aber es berührt mich doch.

Denn die Bürokratie ist blind und kennt keine Nuancen. Wenn ich einen Pass beantrage, was mir bald bevorsteht, könnte mich eine der jüngst vorgeschlagenen Maßnahmen treffen. Der freiwillige Dienst an der Gemeinschaft. Ein Volontariat in einem Krankenhaus, wo ich Urinflaschen leeren oder etwas anderes tun muss, um zu beweisen, dass ich zum Wohl der Gemeinschaft beitrage. Dass ich schreibe, reicht wohl nicht aus. Kein Wunder, wenn niemand liest. Niemand von denen, die die Gesetze machen.

„Müsste ich vielleicht Ihre Bücher kennen?“, fragt mich der Mann am Schalter, als ich in das Land einreisen will, wo ich schon seit sieben Jahre lebe. „Ähm...“, ich überlege, ob ich ihm gleich sagen soll „Das bezweifle ich“, ob ich ihm meinen Unmut zeigen soll, weil ihn das gar nichts angeht. Sind alle Stempel richtig, Mann, ist mein Pass gültig, sieht man denn nicht auf deinem Infra-Ultra-Röntgenschirm, dass der nicht gefälscht ist, habe ich dir nicht meine Fingerabdrücke hinterlassen, sind nicht alle meine Daten, angefangen von der Stromrechnung

bis zu der Eierstockzyste in irgendeinem Computer gespeichert, man soll mir bloß nicht erzählen, dass sie vertraulich behandelt und an einem sicherem Ort aufbewahrt werden, es geht dich also nichts an, was ich schreibe und wodurch ich mich für dieses Visum qualifiziert habe. Stattdessen antworte ich mit einer Gegenfrage: Ich weiß nicht. Gehen Sie ins Theater?

Nein, sagt er. Nicht wirklich.

Hören Sie BBC Radio 4?

Nein, sagt er. Nicht wirklich.

Sehen Sie fern?

O ja, ständig!

Schade, sage ich.

Und während ich in der Stadt wohne, die ich mir ausgesucht habe, die mich beeindruckt, die ich endlich erobert habe und in der ich mich heute fast so entspannt fühle, dass ich von mir als von einer „Londonerin“ sprechen könnte, lebe ich doch mit einer hartnäckigen Emigrantenkrankheit, dem ständigen, schmerzhaften Heimweh.

In unserer Erinnerung wird das Land, das es nie gegeben hat, bis zur Karikatur verklärt. In der Heimat sind die Menschen offenherzig, sie reichen einem die Hand, sie teilen den letzten Bissen mit einem. In der Heimat wird alles gern geteilt, die Menschen öffnen bereitwillig die Tür, sie hüten nicht eifersüchtig ihre Zeit und ihren Raum für sich. In der Heimat bringt man dich mit dem Auto bis zur Haustür und nicht nur bis zur nächsten U-Bahn-Station. Die Nachbarn grüßen und helfen einander, im Kühlschrank des Nachbarn kann man die Geburtstagstorte unterbringen, er wird auf dein Kind, deinen Hund, deinen Goldfisch oder die Pflanze aufpassen. In der Heimat ist es wärmer, die Sonne scheint intensiver, es regnet weniger (gut, das ist eine Tatsache), die Klimaschwankungen haben Kroatien noch nicht erreicht, wir haben noch immer vier Jahreszeiten, weiße Weihnachten und heiße Sommer. Blaue Pflaumen wachsen bei uns wie sonst nirgendwo nördlich oder westlich in Europa, in Europa weiß man gar nicht, wie süß die blauen Pflaumen schmecken können. Die Wassermelonen sind voller Zucker, man isst sie mit den Händen bis zu den Ellbogen, sie werden nicht kleingeschnitten in Plastikschachteln angeboten. In Kroatien gibt es Gemeinschaft, man arbeitet weniger, das Leben erinnert nicht an einen Bienenstock, man trifft sich öfter (vielleicht rühren daher unsere Probleme), und obwohl es immer mehr Anzeichen dafür gibt, dass mittlerweile auch die Kroaten ein falsches Leben in

Facebook führen, hat die in selbstverliebte Individuen aufgespaltete Gesellschaft noch nicht das Gemeinschaftsgefühl verdrängt.

Dabei weiß ich, dass ich mich irre.

Die Gemeinschaft ist ebenso bösartig wie tröstlich. Die Gemeinschaft toleriert erst recht keine Unterschiede und Veränderungen. Mein Land ist sich noch nicht seiner eigenen rassistischen und fremdenfeindlichen Vorurteile bewusst („Kroatien ist noch nicht reif für „Homo-Ehen“, behaupten oft Menschen, die beleidigt wären, wenn man sie als homophob bezeichnen würde.) Ein Land ist jedoch kein Apfel, der vor sich hin reift, während er am Baum hängt. Die Reifung eines Landes muss gefördert werden. „Ich möchte nicht, dass dies auf dem Rücken meines Kindes ausgetragen wird“, sagen Menschen, die eigentlich an sich selbst denken. Auch dieser Zug in unserer Mentalität, der uns hindert, revolutionär zu denken, den eigenen Frieden und die Bequemlichkeit für eine Verbesserung zu opfern, wird oft als österreich-ungarisch, österreichisch oder mitteleuropäisch angesehen, obwohl diese Länder heute in bürgerlicher Hinsicht fortgeschrittener sind als unseres.

Und während meine Landsleute gekränkt sind, weil die Ausländer nicht wissen, dass man bei uns nicht mehr Serbokroatisch spricht, pöbeln sie auf der Straße einen Turban tragenden Touristen mit „Du Taliban“ an, obwohl es sich um einen Sikh handelt, aber solch feine Unterschiede sind für sie nur westliche Haarspalterei.

So ist das in der Heimat. In der kuscheligen Gemeinschaft.

Die multikulturelle Gesellschaft hingegen hat unter dem Eindruck des Mythos vom Zusammenstoß der Kulturen die Toleranz und die politische Korrektheit verordnet. Sie hat beschlossen, die Neuankömmlinge nicht in den sozialen main stream zu integrieren, sondern ihr Leben in Enklaven zu fördern, in denen jede Gruppe ihre Bräuche, ihre Götter und ihre Unterschiede pflegt. Dass wir gelernt haben, bei manchen Witzen nicht zu lachen, macht uns jedoch nicht automatisch zu mitfühlenden Menschen.

Die grundsätzliche Achtung der Unterschiede, die hinter dicken Mauern mit hochgezogenen Brücken gehütet werden, führt noch lange nicht zu Harmonie.

Die unberechenbare Gewalt ist der Normalzustand, mit dem die Gesellschaft rechnet wie mit der permanenten diffusen Angst ihrer Bürger.

Da gibt es noch viele Grauzonen und unerschlossene Pfade. Das einzig Sichere ist, dass bei der angeblichen Respektierung der Unterschiede, stetig wie ein tropfender Wasserhahn, der Akzent doch auf die Unterschiede gelegt wird.

So wie man sich schwer dem Terror der Werbung entziehen kann, so wie uns manchmal die Melodie einer schwachsinnigen Reklame für eine Lebensversicherung nicht aus dem Kopf will und dadurch jeden intelligenten Gedanken verhindert, so ist die Art und Weise, auf die wir das Leben betrachten, auf Unterschiede ausgerichtet. Indem sie behutsam die Unterschiede pflegen, leben die Bürger in der ständigen Angst, von fremden Unterschieden verschluckt zu werden.

Der einfache Teufelskreis, der sich täglich auf der interkontinentalen Wirtschaftsachse abspielt und der klar macht, warum so viele Menschen hartnäckig zur Festung Europa drängen, ist kein populäres Thema in den Boulevardzeitungen. So wie der Darwinismus heute in religionstoleranten Gesellschaften nur eine unter mehreren Theorien ist, sind der Neoliberalismus und die Globalisierung nur eine unter mehreren Interpretationen des Ist-Zustands.

Und zwar nur für solche, „die mehr wissen wollen“. Für die Mehrzahl ist das eine unbegreifliche Invasion, die man erdulden muss, weil man zivilisiert ist. Allerdings, wenn man seine Zivilisiertheit nicht ein wenig zügelt, werden deren Bräuche die unseren verschlucken.

Die Bräuche sind nur Bräuche.

Aber die Menschen sind mehr als ihre Bräuche.

Neuerdings versuche ich, meine nationalen Stereotypen, auf die ich eine Zeitlang stolz war, zu überwinden. Die Ente, die ich seit Kusturica auf meiner Schulter herumtrug, nahm ich herunter und verspeiste sie nach vietnamesischer Art zubereitet, mit Pfannkuchen und Pflaumensoße.

Und ich wüsste nicht, was mir besser schmeckt: die knusprige vietnamesische Ente oder die kroatischen Sauerkrautwickel.

Zwischen dem Zusammenstoß der Kulturen, dem obsessiven Individualismus, der Nachrichtenüberflutung, die ausschlaggebend ist für unsere immer größer werdende Gleichgültigkeit, bleibt für Solidarität nur wenig Raum.

Ohne Solidarität ist keine Aktion möglich, und ohne die Aktion erwartet uns nichts Gutes. Die Richtung, in der eine solche Gesellschaft sich entwickelt, der immer dehnbare, immer

anpassungsfähigere Kapitalismus, erschrickt mich. In einer Gesellschaft, in der die Sorge um den Menschen nicht selbstverständlich ist, sind die direkte Kommunikation und die persönliche Verantwortung auf ein Minimum reduziert, und alles befindet sich unter Kontrolle. Dazu kommt noch die Haltung, die besagt, es gehe uns nichts an, was den anderen passiert.

Vor einigen Monaten flog ich von London nach Rom. Gleich als ich die Maschine bestieg, erreichten mich aus der Tiefe des Flugzeugs verzweifelte Schreie. Langsam und beunruhigt ging ich zu meinem Platz und sah plötzlich das von Weinen verzerrte Gesicht eines dunkelhäutigen jungen Mannes mit gefesselten Händen, der umringt war von drei Menschen, zwei Männern und einer Frau, in unauffälligen dunkelblauen Uniformen. Sie saßen in der letzten Reihe.

Von dem Moment, als alle Passagiere ihre Plätze belegten, bis etwa zur der Hälfte des Flugs weinte dieser junge Mann laut, zitterte, stampfte mit den Füßen auf den Boden und flehte, man solle ihn nicht zurückschicken. Nach ungefähr einer Stunde hörte er auf - erschöpft, mit leerem Blick, ohne Hoffnung.

Niemand ist auf ihn zugegangen, niemand hat auch nur die Frage gestellt, wer er ist, wohin er gebracht wird, was er verbrochen hat. Einige Passagiere lachten anfangs, wie ich glauben will, aus Verlegenheit. Die übrigen etwa zweihundert Fluggäste schwiegen, starrten in ihre Zeitung, aßen ihre warme Mahlzeit und verlangten außer dem Wein noch ein Glas Wasser, während der junge Mann ununterbrochen heulte.

Man schob ihn nach Italien ab. Was sein Endziel war, denn er war kein Italiener, konnte oder wollte man nicht sagen.

Und uns geht das nichts an.

Die unerbittliche fiskalische Logik verlangt, dass die Abschiebungen auf Linienflügen geschehen. Während Leute übers Wochenende nach Rom zu den Zeugnissen der christlichen Ursprünge, nach Mailand zum Shopping, in die Toskana zur Weinprobe fliegen, wird jemand zum Elend zurückgebracht, zur Hoffnungslosigkeit und vielleicht in den Tod.

Wir können nicht wissen, ob das rechtens ist.

Deshalb fragen wir auch nicht. Wenn ein Baby im Flugzeug weint, geht uns das wenigstens auf die Nerven. Dann schimpfen wir zumindest still auf die Eltern, dann seufzen wir wenigstens laut. Zumindest nehmen wir es wahr. Als man den jungen Mann an den Schultern packte und seinen Kopf mit aller Kraft gegen die Lehne des Vordersitzes drückte, um ihn zum Schweigen zu bringen, schrie ich auf, sie sollten ihn in Ruhe lassen, sie dürften ihn nicht verletzen.

Denn verletzen dürfen sie ihn nicht.

Und sie hörten auf. Weil sie wussten, dass sie ihn nicht verletzen durften.

Aber die meisten wissen es nicht. Und fragen auch nicht danach.

Später wusste auch ich nicht mehr, was ich fragen sollte und was man tun könnte.

Ich sah ihn nur an und versuchte, mich bei ihm irgendwie, mit dem Blick, auf telepathische Weise für diese unerträgliche, klaustrophobische Gleichgültigkeit zu entschuldigen.

Das Gesicht dieses schönen Mannes, sein leerer, hoffnungsloser Blick wird mich noch lange, sehr lange verfolgen.

Das Buch, das ich für jeden Dramatiker und überhaupt für jeden Geschichtenerzähler außerordentlich wichtig halte, ist Joseph Campbells „Der Heros in tausend Gestalten“. Darin wird die komparative Mythologie erforscht und die These aufgestellt, dass die Mythen aller Kulturen und Zivilisationen, die sich bis in die heutige Zeit erhalten haben, auf einem gemeinsamen Monomythos gründen. Diese Mythen, die es seit Tausenden von Jahren in verschiedenen Kulturen gibt, ähneln einander auf verblüffende Weise und sind für unsere unterbewussten Deutungen aller Erzählformen verantwortlich.

Ihnen hier und auch dem jungen Mann aus dem Flugzeug, dessen Namen ich nicht kenne und den es vielleicht auch nicht mehr gibt, möchte ich jetzt einen Abschnitt aus diesem bemerkenswerten Buch zitieren:

„Wir müssen nicht einmal befürchten, allein zu diesem Abenteuer aufzubrechen, denn die Helden aller Zeiten sind schon vor uns da gewesen; das Labyrinth ist bekannt, wir brauchen nur dem Faden auf dem Heldenpfad zu folgen.

Und dort, wo wir dachten, auf etwas Abscheuliches zu stoßen, finden wir einen Gott; wo wir dachten, den anderen zu vernichten, vernichten wir uns selbst; wo wir dachten, in die Ferne aufzubrechen, finden wir zum Zentrum der eigenen Existenz zurück; wo wir dachten, allein zu sein, vereinen wir uns mit der Welt.“

(Aus dem Kroatischen von Mirjana und Klaus Wittmann)